

ROWAN COLEMAN

Einfach  
unvergesslich



Roman

Aus dem Englischen von  
Marieke Heimburger

Piper München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
www.piper.de*

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»The Memory Book« bei Ebury Press/Random House.

Abdruck des Gedichts auf S. 7  
(»Ein Grabmal in Arundel« von Philip Larkin) mit freundlicher  
Genehmigung des Verlages Faber & Faber, London.  
Abdruck der deutschen Übersetzung von Waltraud Anna Mitgutsch  
mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta, Stuttgart.



MIX

Papier aus ver-  
antwortungsvollen  
Quellen

FSC® C006701

ISBN 978-3-492-06001-1

© Rowan Coleman, 2014

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2014 Piper Verlag GmbH, München

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Papier: Danube extra white FSC, Salzer/St. Ötten, Austria

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

## Prolog

Greg sieht mich an und glaubt, dass ich es nicht merke. Seit fast fünf Minuten schneide ich Zwiebeln und sehe sein Spiegelbild – auf dem Kopf, konvex und gestreckt – in dem blanken Chromkessel, den wir zur Hochzeit geschenkt bekommen haben.

Er sitzt am Küchentisch und beobachtet mich.

Als ich zum ersten Mal bemerkte, dass er mich so ansah, dachte ich, ich hätte etwas zwischen den Zähnen oder Spinnweben im Haar oder sonst was, weil ich mir nicht vorstellen konnte, warum sonst ein junger sexy Handwerker mich so ansehen sollte. Schon gar nicht an dem Tag damals, da steckte ich nämlich in einer alten Jeans und einem T-Shirt und hatte das Haar zu einem Knoten zurückgebunden, weil ich das neue Zimmer unterm Dach streichen wollte. Das Zimmer, mit dem alles begann.

Einen guten Monat hatte er an dem Zimmer gebaut, an jenem Tag war er fertig geworden. Es war immer noch ziemlich heiß, vor allem da oben unterm Dach, und das, obwohl die neuen Dachfenster offen standen. Schweißgebadet stieg er die neu eingebaute Dachbodentreppe herun-

ter. Ich reichte ihm ein großes Glas Limonade, in dem Eiswürfel klirrten. Er leerte das Glas in einem Zug. Die Muskeln in seinem Hals bewegten sich bei jedem Schluck. Ich muss bei diesem Anblick laut geseufzt haben, denn plötzlich sah er mich neugierig an. Ich lachte und hob die Schultern, er lachte und blickte dann hinunter auf seine Stiefelspitzen. Ich schenkte ihm noch ein Glas ein und ging zurück zu meinem letzten Karton, dem mit Caitlins Sachen. Noch ein Karton voller Zeugs, von dem ich mich nicht trennen konnte und von dem ich wusste, dass ich ihn einfach in der Garage verstauen würde. In dem Moment spürte ich, dass er mir gefolgt war und mich ansah. Ich fasste mir in die Haare, um mir die Spinnweben herauszuziehen, und tastete die Zähne mit der Zunge ab.

»Alles in Ordnung?« Ich fürchtete, er überlegte, wie er mir möglichst schonend beibringen sollte, dass seine Rechnung leider doppelt so hoch ausfällt wie veranschlagt.

»Ja.« Er nickte. Er war – ist – kein Mann der vielen Worte.

»Gut. Und Sie sind heute fertig geworden?« Ich wartete immer noch auf die Hiobsbotschaft.

»Jepp. Alles fertig«, sagte er. »Also ...«

»Oh Gott, natürlich, Sie wollen Ihr Geld! Tut mir leid!« Ich fühlte, wie ich rot wurde, während ich vergeblich die Küchenschublade nach meinem Scheckheft durchwühlte – das verflixte Ding war nie da, wo es sein sollte. Hektisch sah ich mich um und spürte seinen Blick auf mir, während ich fieberhaft überlegte, wo ich es zuletzt in der Hand gehabt hatte. »Es muss hier irgendwo sein ...«

»Eilt nicht«, sagte er.





»Neulich hatte ich es doch noch, als ich ein paar Rechnungen bezahlt habe, also ...«, plapperte ich weiter und wünschte mir offen gestanden, er wäre nicht mehr da und ich könnte wieder normal atmen und die halbe Flasche Grigio trinken, die im Kühlschrank auf mich wartete.

»Das mit dem Geld können wir ein andermal regeln«, sagte er. »Zum Beispiel, wenn Sie mit mir einen trinken gehen.«

»Bitte?« Ich erstarrte mit der Hand in einer Schublade, in der irgendwie nur Gummibänder lagen. Ich musste mich verhört haben.

»Darf ich Sie mal auf einen Drink einladen?«, fragte er behutsam. »Normalerweise verabrede ich mich nicht privat mit meinen Kunden, aber ... Sie sind nicht normal.«

Ich lachte. Jetzt war er an der Reihe, rot zu werden.

»Das klang vielleicht doch etwas anders, als es gemeint war.« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sie wollen ein Date mit mir?« Das Ganze kam mir so absurd vor, ich musste es einfach laut aussprechen, um sicherzugehen, dass ich ihn richtig verstanden hatte. »Mit mir?«

»Ja. Was sagen Sie?«

»Okay.« Er schien daran nichts kurios zu finden: er und ich, zehn Jahre älter, bei einem Date. »Warum nicht?«

Da sah ich zum ersten Mal, wie er mich ansah. Mit dieser Mischung aus Leidenschaft und Freude, in der ich mich sofort gespiegelt fühlte, als reagierte mein Körper auf eine Weise auf ihn, die völlig unbeeinflusst war von meinem Bewusstsein. Seither habe ich seine Blicke immer gespürt, lange bevor ich sie sah.

Jetzt stellen sich mir die Nackenhaare auf, und eine bebende Vorfreude ergreift mich, weil ich weiß: Kurz nachdem er mich angesehen hat, wird er mich berühren, mich küssen. Nun spüre ich seine Hand auf meiner Schulter und drücke meine Wange gegen seine Finger.

»Du weinst ja«, sagt er.

»Ich schneide Zwiebeln.« Ich lege das Messer ab und drehe mich zu ihm um. »Weißt du eigentlich, dass Esther zurzeit nichts anderes isst als Mummys selbst gemachte Lasagne? Guck mir am besten zu, damit du weißt, wie es geht. Also, als Erstes schneidest du die Zwiebeln ...«

»Claire ...« Greg hindert mich daran, mich von ihm abzuwenden und das Messer wieder in die Hand zu nehmen. »Claire, wir müssen darüber reden. Meinst du nicht?«

Er sieht so verunsichert aus, so verloren und gequält, dass ich am liebsten Nein sagen würde. Nein, wir müssen nicht darüber reden, wir können einfach so tun, als wäre heute ein ganz normaler Tag wie gestern und alle anderen Tage davor, an denen wir noch nichts wussten. Wir können so tun, als wüssten wir von nichts. Wer weiß, wie lange wir dann noch einfach so weitermachen könnten, so glücklich, so perfekt?

»Sie mag es gerne, wenn richtig viel Tomatenpüree in der Soße ist«, sage ich. »Und ordentlich Ketchup.«

»Ich weiß nicht, was ich tun oder sagen soll.« Gregs Stimme bricht beim Einatmen. »Ich weiß nicht, wie ich mich benehmen soll.«

»Und ganz zum Schluss tue ich immer noch einen Teelöffel Hefeextrakt rein.«

»Claire«, schluchzt er und zieht mich an sich. Und ich

stehe da in seinen Armen, lasse meine Arme schlaff herunterhängen, schließe die Augen, atme seinen Duft ein und spüre meinen Herzschlag. »Claire. Wie sollen wir das denn bloß den Kindern sagen?«

Freitag, 13. März 1992

## Caitlins Geburt

*Das ist dein Armband aus dem Krankenhaus – rosa, weil du ein Mädchen bist. Daraufsteht: Baby Armstrong. Sie haben es dir ums Fußgelenk gebunden, und es ist immer wieder abgerutscht, weil du so winzig warst. Genau einen Monat zu früh warst du da. Eigentlich hättest du ein Aprilkind werden sollen. Ich hatte mir Osterglocken vorgestellt und blauen Himmel und launisches Aprilwetter, aber du hattest beschlossen, einen Monat früher an einem nasskalten Freitag zur Welt zu kommen. An einem Freitag, den 13. – ausgerechnet. Aber das hat uns nicht weiter beunruhigt. Wenn je ein Mensch dazu geboren wurde, schlechte Omen zu überwinden, dann du, und das wusstest du von Anfang an, denn du hast die Welt mit einem Urschrei begrüßt – nicht mit einem Plärren oder Jammern, sondern mit einem inbrünstigen, vorsätzlichen Schrei. So kam es mir vor. Wie eine Kriegserklärung.*

*Wir waren eine ganze Weile allein auf uns gestellt. Weil du ja viel zu früh kamst und deine Großmutter so weit weg wohnte. Die ersten sechs Stunden waren wir zwei also allein. Du und ich. Du hast so süß geduftet, wie ein Kuchen, und du hast dich so warm angefühlt und so ... richtig. Wir waren ganz am Ende des Ganges und ließen den Vorhang um uns herum*



*geschlossen. Ich hörte, wie die anderen Mütter redeten, wie Besucher kamen und gingen, wie Babys schrien und gurgelten – aber ich wollte nicht daran teilhaben. Ich wollte nie wieder an irgendetwas anderem teilhaben als an dir und mir. Ich hielt dich im Arm, du warst so winzig und zerknautscht wie eine Knospe, kurz bevor sie erblüht, und ich habe dich bloß angesehen, wie du da mit einer tiefen Falte auf der Stirn an meiner Brust schließt, und dir gesagt, dass alles gut werden würde, weil du und ich zusammen waren: Wir zwei waren das gesamte Universum, und das war das Einzige, das zählte.*



## Kapitel 1

### Claire

Ich muss weg von meiner Mutter, sonst werde ich noch ganz plemplem. Haha. Wäre fast komisch, wenn ich es nicht schon wäre. Nein, ich bin nicht plemplem, das stimmt nicht. Aber ziemlich wütend.

Ihr Gesicht, als wir aus dem Besprechungszimmer im Krankenhaus kamen. Ihr Gesicht auf dem ganzen langen Nachhauseweg. Stoisch, tapfer, stark und gleichzeitig das Leiden Christi. Sie sagte nichts, aber ich hörte förmlich, was ihr durch den Kopf ging: »Das ist mal wieder typisch Claire. Muss alles kaputt machen, wenn es gerade am schönsten ist.«

»Ich zieh bei euch ein«, sagt sie, obwohl sie das de facto schon getan hat. Sie hat bereits heimlich ihre Sachen im Gästezimmer abgestellt und eine Regalecke im Bad belegt. Dachte wohl, ich würde das nicht merken. Ich wusste, dass sie kommen würde, sobald sie es erfährt. Ich wusste es, und ich wollte es wohl auch so. Aber ich hätte sie gerne gefragt. Oder ich hätte gerne gehabt, dass sie mich fragt. Stattdessen reiste sie sehr einsilbig und mit betroffener Miene an. »Ich zieh ins Gästezimmer.«

»Nein.« Ich sehe sie von der Seite an. Sie fährt. Sie ist eine



vorsichtige Fahrerin, langsam und sehr vorschriftsmäßig. Ich darf nicht mehr Auto fahren, seit ich den Briefkasten umgenietet habe. Das Bußgeld dafür war echt gesalzen, der Briefkasten gehörte nämlich Ihrer Majestät. War wahrscheinlich genauso übel, als würde man einen Corgi überfahren: Wer einen Corgi plattmacht, landet im Tower. Trotz ihrer vorsichtigen Fahrweise sieht meine Mutter nie in den Rückspiegel, wenn sie zurücksetzt. Ich glaube, sie findet es irgendwie sicherer, einfach die Augen zu schließen und das Beste zu hoffen. Ich bin immer gerne Auto gefahren. Habe das Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit geliebt und genossen zu wissen, dass ich jederzeit überall hinfahren kann. Ich finde es nicht gut, dass meine Autoschlüssel weg sind. Ich habe mich nicht mal von ihnen verabschieden können, so schnell wurden sie irgendwo versteckt, wo ich sie niemals finden werde. Wirklich, ich habe nämlich schon nach ihnen gesucht. Ich glaube schon, dass ich noch Auto fahren könnte. Solange mir niemand irgendwas in den Weg stellt.

»Das ist doch noch viel zu früh«, erkläre ich, obwohl wir beide wissen, dass sie bereits eingezogen ist. »Im Moment brauche ich doch noch so selten Hilfe. Ich meine, hör mir doch mal zu. Ich kann immer noch sprechen und nachdenken über ...« Ich mache eine ausladende Armbewegung, sie duckt sich, ich lege die Hand betreten wieder in den Schoß. »... dies und das.«

»Claire, die Lage ist wirklich ernst. Du kannst jetzt nicht den Kopf in den Sand stecken. Glaub mir. Ich weiß Bescheid.«

Natürlich weiß sie Bescheid: Sie hat all das schon einmal

durchgemacht, und jetzt muss sie dank mir oder doch eher dank meines Vaters und seiner hinterhältigen DNA alles noch einmal durchmachen. Und das heißt leider nicht, dass ich fein säuberlich und mit wachem Geist sterben werde, ihr dabei mit festem Blick die Hand halte, ihr danke und meinen Kindern noch ein paar weise Worte mit auf den Lebensweg gebe. Nein, mein leider noch ziemlich junger und einigermaßen fitter Körper wird weitermachen und keine Rücksicht darauf nehmen, dass mein Gehirn sich nach und nach in Wohlgefallen auflöst, und zwar bis zu dem Tag, an dem ich vergessen werde, wie man atmet. Genau das ist es, was sie denkt. Ich weiß es. Und ich weiß, dass es das Letzte ist, was sie möchte: ihre Tochter genauso vergehen und verkümmern zu sehen wie ihren Mann. Ich weiß, dass es ihr das Herz bricht und dass sie alles tut, um tapfer zu sein und mir beizustehen, und doch ... Es macht mich so wütend. Ihre Güte und Geduld machen mich wütend. Mein ganzes Leben habe ich versucht, ihr zu beweisen, dass ich alleine klarkomme, dass sie mich nicht ständig zu retten braucht. Mein ganzes Leben habe ich mich getäuscht.

»Doch, Mum, gerade ich kann sehr wohl den Kopf in den Sand stecken«, sage ich, den Blick starr aus dem Fenster gerichtet. »Gerade ich kann komplett ignorieren, was mit mir passiert, weil ich es nämlich die meiste Zeit sowieso nicht mitbekommen werde.«

Komisch: Ich spreche die Worte laut aus und spüre die Angst tief in meinem Bauch – aber irgendwie gehört sie nicht zu mir. Es kommt mir vor, als würde all das, dieses Grauen, jemand anderem passieren.

»Das meinst du nicht ernst, Claire.« Mum klingt sauer, als würde sie wirklich glauben, dass mir das alles egal sei, und nicht, dass ich so etwas nur sage, um sie zu ärgern. »Was ist mit deinen Töchtern?«

Ich sage nichts, weil sich die Worte in meinem Mund verknoten. Es würde jetzt in jedem Fall etwas Falsches dabei herauskommen. Also schweige ich, sehe hinaus, sehe die Häuser vorbeiziehen, eins nach dem anderen. Es ist schon fast dunkel. In den Wohnzimmern brennt bereits Licht, hinter den Vorhängen flimmern Fernseher. Natürlich ist es mir nicht egal. Natürlich werde ich es vermissen, dieses Leben. Die an Winterabenden dunstige Küche, meine Töchter zu bemuttern, sie groß werden zu sehen: All das werde ich nicht mehr erleben. Ich werde nie erfahren, ob Esther je aufhören wird, Erbsen einzeln mit der Gabel aufzupieksen, und ob sie irgendwann mal nicht mehr blond sein wird. Ob Caitlin tatsächlich, wie geplant, Mittelamerika bereisen wird oder ob sie etwas völlig anderes machen wird, von dem sie selbst noch nicht mal geträumt hat. Ich werde nie erfahren, was dieser ungeträumte Traum sein wird. Sie werden mich nie anlügen, wenn sie abends weggehen, sie werden nie mit ihren Problemen zu mir kommen. Es sind diese Dinge, die ich vermissen werde, weil ich irgendwo anders sein und nicht einmal mehr mitbekommen werde, was ich vermisste. Selbstverständlich ist mir das nicht egal!

»Die werden dann wohl Greg haben.« Meine Mutter klingt ziemlich skeptisch. Sie lässt nicht locker, will darüber sprechen, wie die Welt ohne mich aussehen wird. Ich finde das eigentlich ziemlich taktlos. »Also, wenn er dem denn gewachsen ist.«

»Natürlich ist er das. Er ist ein ganz wunderbarer Vater.«

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das so stimmt. Ich bin mir nicht sicher, ob er das, was mit mir und uns passiert, ertragen wird – und ich weiß nicht, wie ich ihm helfen soll. Greg ist so ein guter Mann, ein gütiger Mann. Aber seit der Diagnose wird er mir von Tag zu Tag fremder. Jedes Mal, wenn ich zu ihm sehe, hat er sich ein Stückchen weiter entfernt. Er kann nichts dafür. Ich weiß, dass er für mich da sein möchte, stark und tapfer, aber ich fürchte, das alles wird zu viel für ihn. Dass uns das passieren muss, so kurze Zeit nachdem unser gemeinsames Leben angefangen hat, macht ihn fertig. Bald werde ich nicht mehr wissen, wer er ist. Ich weiß jetzt schon kaum noch, was ich für ihn empfinde. Ich weiß, dass er die letzte große Liebe meines Lebens ist, aber ich empfinde dieses Gefühl nicht mehr. Aus unerfindlichen Gründen verschwindet Greg als Allererstes aus meinem Gedächtnis. Ich kann mich schon noch erinnern, wie wir uns kennengelernt haben und alles – aber mehr wie an einen Traum. Wie Alice durch den Spiegel. Bald wird Greg ganz weg sein.

»Ausgerechnet du.« Mum kann es nicht lassen, sie muss mir eine Standpauke halten, mich dafür ausschimpfen, dass ich das dunkle Familiengeheimnis in mir trage. Als hätte ich das durch besonders ungezogenes Verhalten selbst verschuldet. »Du weißt doch, wie das ist, ohne Vater aufzuwachsen. Wir müssen planen, Claire. Deine Mädchen verlieren ihre Mutter. Du musst sicherstellen, dass es ihnen gut gehen wird, wenn du dich nicht mehr selbst um sie kümmern kannst.«

An einem Zebrastreifen bremst sie völlig unvermittelt,

um ein kleines, gegen den Regen ankämpfendes Mädchen hinüberzulassen, das viel zu jung aussieht, um allein die Straße zu überqueren. Hinter uns bricht ein Hupkonzert los. Im Licht der Scheinwerfer sehe ich, dass dem Mädchen eine blaue Plastiktüte, in der ich vier Flaschen Milch vermutete, gegen die mageren Beine schlägt. Ich höre den Bruch in Mums Stimme, ich höre, was direkt unter dem Frust und dem Ärger liegt. Ich höre, wie weh ihr das alles tut.

»Das weiß ich doch.« Plötzlich bin ich endlos erschöpft. »Ich weiß, dass ich gewisse Dinge planen muss, aber ich habe die ganze Zeit noch gewartet. Gehofft. Ich habe gehofft, eine lange, glückliche Ehe mit Greg zu führen, mit ihm alt zu werden. Ich habe gehofft, dass die Medikamente den Verlauf verlangsamen würden. Jetzt, wo ich weiß, dass ... Na ja, jetzt, wo ich weiß, dass es keine Hoffnung mehr gibt, werde ich alles organisieren, versprochen. Mit Wandtafeln und Wochenplänen und allem.«

»Du kannst nicht davor weglaufen, Claire«, muss Mum unbedingt noch einmal wiederholen.

»Das weiß ich doch selbst, verdammt noch mal!« Warum macht sie das? Warum drangsaliert sie mich, bis ich sie anschreie? Glaubt sie erst dann, wenn sie mich auf die Palme gebracht hat, dass ich ihr zuhöre? So ist das schon immer gewesen bei uns: Liebe und Wut sind unsere ganz verlässlichen Begleiter, wenn meine Mutter und ich zusammen sind. »Ich weiß selbst, was ich getan habe. Ich weiß selbst, dass ich ihnen ein beschissenes Leben biete.«

Mum fährt in eine Einfahrt – es ist die, die zu meinem Haus führt, fällt mir eine Sekunde zu spät auf. Und schon kommen mir unwillkürlich die Tränen. Mit Wucht schlage





ich die Autotür zu und steuere nicht das Haus an, sondern spaziere in den Regen. Ich ziehe meine Strickjacke fest um mich und gehe trotzig Richtung Straße.

»Claire!«, ruft meine Mutter mir hinterher. »Du kannst nicht mehr einfach so losmarschieren!«

»Das werden wir ja sehen«, murmele ich in den Regen, der sich in winzigen Tröpfchen auf meinen Lippen sammelt.

»Claire! Bitte!«, höre ich sie noch gerade so, doch ich marschiere weiter. Ich werde es ihr zeigen, ich werde es ihnen allen zeigen, vor allem denen, die mich nicht mehr Auto fahren lassen. Ich kann immer noch laufen. Ich kann verdammt noch mal immer noch laufen! Ich habe noch nicht vergessen, wie das geht. Ich gehe jetzt einfach nur bis zum Ende der Straße, bis zur Kreuzung, und drehe dann um. Fast wie Hänsel, der seiner Spur aus Brotkrumen folgt. Ich gehe nicht weit. Aber ich muss das hier tun. Zum Ende der Straße gehen, umdrehen und wieder zurückgehen. Obwohl es jetzt langsam dunkel wird und die Häuser alle gleich aussehen: hübsche kleine Doppelhäuser aus den 1930ern. Doch das Ende der Straße ist weiter entfernt, als ich dachte.

Ich bleibe kurz stehen. Spüre, wie mir der Regen auf den Kopf prasselt, wie winzige Eisnadeln. Ich drehe mich um. Meine Mutter ist nicht da. Sie ist mir nicht nachgelaufen. Ich dachte, das würde sie tun. Hat sie aber nicht. Die Straße ist leer. War ich schon bis zum Ende der Straße gekommen und bin umgedreht? Ich bin mir nicht sicher. Aus welcher Richtung kam ich? Gehe ich irgendwohin, oder komme ich irgendwoher? Wohin? Woher? Die Häuser auf beiden Sei-



ten der Straße sehen alle gleich aus. Ich rühre mich nicht. Es ist doch nur ganz kurz her, seit ich von meinem Haus aus losmarschiert bin, und jetzt weiß ich nicht mehr, wo es ist. Ein Auto fährt vorbei, eiskaltes Wasser spritzt auf und mir an die Beine. Ich habe mein Handy nicht bei mir, aber ich weiß sowieso kaum noch, wie man es benutzt. Mit Zahlen kann ich nichts mehr anfangen. Zahlen sind weg. Ich meine, ich sehe sie an, und ich weiß, dass das Zahlen sind, aber ich weiß nicht mehr, welche welche ist und in welche Reihenfolge sie gehören. Aber ich kann immer noch laufen, und darum laufe ich jetzt los in die Richtung, in die auch das vorbeifahrende, mich nass spritzende Auto fuhr. Vielleicht ist das ein Zeichen. Ich erkenne mein Haus, wenn ich es sehe, es hat nämlich signalrote Seidenvorhänge. Wenn dahinter Licht an ist, sieht es aus, als würden sie glühen. Nicht vergessen: Ich habe zur Straße hin rot glühende Vorhänge, von denen eine meiner Nachbarinnen mal sagte, sie sähen nach »lockerem Lebenswandel« aus. Rot glühende Vorhänge. Das kann ich mir merken. Ich bin ganz bald wieder zu Hause. Alles wird gut.

Der Termin im Krankenhaus verlief nicht ganz optimal.

Greg hatte mitkommen wollen, aber ich sagte ihm, er solle lieber mit dem Wintergarten fertig werden, den er gerade baute. Ich sagte ihm, ganz gleich, was der Arzt sagen würde, unser Hauskredit würde weiter bedient werden müssen und unsere Kinder würden weiter essen wollen. Es verletzte ihn, dass ich ihn nicht dabei haben wollte, er verstand nicht, dass ich einfach damit überfordert gewesen wäre, ständig zu überlegen, was sein Blick und seine Miene

wohl bedeuteten, während ich gleichzeitig rätselte, was ich selbst empfand. Meine Mutter dagegen, das wusste ich, würde einfach sagen, was ihr durch den Kopf ging. Und das ist besser, als schreckliche Nachrichten zu hören und zu überlegen, ob dein Mann wohl bereut, dir je begegnet zu sein und sich ausgerechnet für dich entschieden zu haben. Ich war also nicht gerade in allerbesten geistiger Verfassung (Ha! Im wahrsten Sinne des Wortes!), als der Arzt mich bat, mich zu setzen, um die Ergebnisse der letzten Tests zu besprechen. Der Tests, die sie mit mir gemacht hatten, weil alles viel schneller voranschritt, als sie erwartet hatten.

An den Namen des Arztes kann ich mich nicht erinnern, weil er sehr lang ist und viele Silben hat, was ich ziemlich komisch finde. Das sagte ich auch, als Mum und ich dasaßen und wir darauf warteten, dass er den Blick von seinem Bildschirm mit den Ergebnissen löste und uns die schlechten Nachrichten überbrachte. Aber außer mir fand das keiner komisch. War offenbar nicht der richtige Zeitpunkt für Galgenhumor.

Es regnet immer heftiger. Wäre ich doch bloß nicht ohne meinen Mantel losgestürzt. Nach einer Weile sehen die Straßen hier alle gleich aus: Doppelhäuser aus den 1930ern. Reihenweise. Auf beiden Seiten der Straße. Ich wollte auf Vorhänge achten, oder? Welche Farbe noch mal?

Ich biege ab, sehe ein paar Läden und bleibe stehen. Ach. Wollte ich vielleicht Kaffee trinken gehen? Hier komme ich samstagsmorgens immer mit Greg und Esther her, um ein Schokocroissant zu essen und einen Kaffee zu trinken. Aber jetzt ist es dunkel. Und kalt. Und dunkel. Und einen Man-

tel habe ich auch nicht an. Ich sehe zu meiner Hand. Keine Esther. Erschrocken fasse ich mir an die Brust: Habe ich sie irgendwo vergessen? Nein, sie war nicht bei mir, als ich losging. Wenn sie bei mir gewesen wäre, hätte ich auch ihren Affen dabei, der immer überall mit hinmuss, den Esther aber nie selbst tragen will. Also bin ich hier, weil ich Kaffee trinken gehen wollte. Weil ich mir ein bisschen was gönnen wollte. Schön.

Ich überquere die Straße und bin dankbar für die warme Luft, die mich begrüßt, als ich das Café betrete. Einige der Gäste sehen auf, als ich in der Tür erscheine. Ich muss schlimm aussehen, meine Haare kleben mir regennass im Gesicht.

Ich stelle mich am Tresen an und merke erst dort, dass ich zittere. Ich muss meinen Mantel vergessen haben. Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, warum ich Kaffee trinken gehen wollte. Bin ich mit jemandem verabredet? Mit Greg? Ich komme manchmal mit Greg und Esther her, um ein Schokocroissant zu essen und Kaffee zu trinken.

»Alles in Ordnung?«, fragt die junge Frau hinter dem Tresen. Sie ist ungefähr in Caitlins Alter und lächelt, als müsste ich sie kennen. Oder ist sie einfach nur freundlich? Gleich links von mir sitzt eine Frau mit einem Buggy, sie schiebt ihn ein bisschen weiter von mir weg. Ich muss wirklich merkwürdig aussehen, als sei ich gerade aus einem See gestiegen. Haben die denn noch nie einen durchnässten Menschen gesehen?

»Kaffee, bitte«, sage ich. Ich spüre das Kleingeld in meiner Jeanstasche und hole es hervor. Ich weiß nicht mehr, wie viel der Kaffee hier kostet. Ich weiß, dass die Informa-

tion, die ich brauche, auf der Tafel hinter dem Tresen steht, aber ich kann mir keinen Reim drauf machen. Ich strecke die Hand mit dem Kleingeld aus. Die junge Frau hinterm Tresen rümpft die Nase, als könnte Geld, das ich angefasst habe, irgendwie besudelt sein. Ich friere, und ich fühle mich sehr einsam. Ich will ihr erklären, warum ich zögere, aber die Worte wollen nicht kommen – jedenfalls nicht die richtigen. Es fällt mir schwerer, Dinge auszusprechen, als sie zu denken. Ich habe Angst, mit Leuten zu sprechen, die ich nicht kenne, habe Angst, etwas so Peinliches zu sagen, dass sie mich sofort wegbringen und einsperren, und bis es so weit ist, habe ich vergessen, wie ich heiße und ...

Ich sehe zur Tür. Wo ist dieses Café? Ich war mit meiner Mutter im Krankenhaus, wir hatten einen Termin mit diesem Arzt, Dr. Dingsbums, ich konnte mir seinen Namen nicht merken und fand das lustig, und jetzt bin ich hier. Aber ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin. Und wo ich überhaupt bin. Ich schaudere, nehme den Kaffee und die braunen Münzen, die die Frau auf den Tresen gelegt hat, und suche mir ganz konzentriert und ruhig einen Sitzplatz. Ich habe das Gefühl, wenn ich irgendwelche plötzlichen Bewegungen mache, könnte ich damit eine versteckte Falle auslösen, mich verletzen oder irgendwo hinunterfallen. Ich habe das Gefühl, dass ich dann sehr tief fallen würde. Ich sitze ganz still da und befasse mich mit der Frage, wie ich hierhergekommen bin und wie ich wohl von hier wieder wegkommen soll. Und wohin ich dann gehen soll. Kleine Erinnerungsfetzen kehren zurück – Fragmente mit Informationen, die ich irgendwie decodieren muss. Die Welt um mich herum liegt in Trümmern.